



Michael Borgolte

Sozialformen wissenschaftlicher Autonomie im Mittelalter – und darüber hinaus

In: *Autonomien der Wissenschaft? : Streitgespräche in der Wissenschaftlichen Sitzung der Versammlung der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften am 28. November 2014.* – Berlin: 2015, S. 12-20
(Debatte ; 14)

Persistent Identifier: [urn:nbn:de:kobv:b4-opus4-25469](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:b4-opus4-25469)

Die vorliegende Datei wird Ihnen von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften unter einer Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 3.0 Germany (cc by-nc-sa 3.0) Licence zur Verfügung gestellt.



Michael Borgolte

Sozialformen wissenschaftlicher Autonomie im Mittelalter – und darüber hinaus

Die Frage unserer Sitzung historisch aufs Mittelalter zu richten, entsprang keiner Wahl der Beliebigkeit. Jedenfalls sind die Mediävisten selbst davon überzeugt, dass ihre Epoche zu Wissen und Wissenschaft und deren Geschichten Entscheidendes beigetragen hat. Der Philosophiehistoriker Kurt Flasch etwa datiert „die Anfänge der Aufklärung im Mittelalter“¹; der Heidelberger Mediävist Johannes Fried hat energisch darauf aufmerksam gemacht, dass die „Entscheidungen für eine Vernunft- und Wissenskultur, für eine ganz Europa umfassende Wissensgesellschaft“, vor allem im 12. und 13. Jahrhundert², ja sogar wohl schon in der Zeit Karls des Großen gefallen seien³; und der französische Historiker Jacques Le Goff war schon vor Jahrzehnten überzeugt, dass die Figur des Intellektuellen zuerst als Professor an den mittelalterlichen Universitäten in Erscheinung trat⁴.

Gegen all diese Thesen kann man den Einwand erheben, dass sie ihr Thema welthistorisch verkürzt haben und einer teleologischen Obsession erlegen sind⁵; richtig ist aber doch, dass nur das lateinische Mittelalter, nicht der Islam, das Judentum, Indien, China oder Byzanz, eine Institution der Wissenschaft hervorgebracht hat, deren Leistungskraft von Anfang an und bis heute von

¹ Flasch, Kurt: Aufklärung im Mittelalter? Die Verurteilung von 1277. Das Dokument des Bischofs von Paris übersetzt und erklärt. Mainz 1989, 15; Ders. & Udo Reinhold Jeck (Hg.): Das Licht der Vernunft. Die Anfänge der Aufklärung im Mittelalter. München 1997.

² Fried, Johannes: Die Aktualität des Mittelalters. Gegen die Überheblichkeit unserer Wissensgesellschaft. Stuttgart 2002.

³ Fried, Johannes: Karl der Große. Gewalt und Glaube. Eine Biographie, München 2013, bes. S. 300.

⁴ Le Goff, Jacques: Les intellectuels au Moyen Age. Paris 1957; dt. Übers.: Die Intellektuellen im Mittelalter. Stuttgart 1986; ⁴2001 mit einem Nachwort von Johannes Fried.

⁵ Vgl. Borgolte, Michael: Universität und Intellektueller. Erfindungen des Mittelalters unter dem Einfluss des Islam? In: Ders.: Mittelalter in der größeren Welt. Essays zur Geschichtsschreibung und Beiträge zur Forschung. Hrsg. von Tillmann Lohse. Berlin 2014, S. 261–282, bes. S. 262–266.

Spielarten der Autonomie abhängt, die Universität nämlich⁶. Von ihrer Geschichte und Vorgeschichte soll deshalb in meinem Statement die Rede sein.

Von der Autonomie der Universität ist in der Fachhistorie vielleicht nie leidenschaftlicher gesprochen worden, als in einem Vortrag, den der Münsteraner Mediävist Herbert Grundmann 1956 an den Universitäten Leipzig und Jena gehalten hat.⁷ Im Hinblick auf die Bedrängnisse der Hohen Schulen in der DDR beschwor der Westdeutsche Grundmann die Freiheit der Universität von Anfang an. Die Universität sei „gewiß nicht immer (...) in unbehelligter und mutiger Unabhängigkeit ihren Weg gegangen, allzu oft durch die Jahrhunderte nicht. Aber in ihrem Ursprung und Wesen ist sie auf unabhängiges Denken, Forschen und Lehren gerichtet. Sonst bestünde sie nicht. Dieser historische Befund ist des Nachdenkens wert auch in unserer Gegenwart.“⁸ Die Universitäten seien aus dem gelehrten, wissenschaftlichen Interesse entstanden; der reine Wissensdrang, das Wissen- und Erkennenwollen, habe sie zu völlig neuartigen Gemeinschaftsbildungen geführt, die weder aus den älteren Schulen abgeleitet noch auf die Bedürfnisse der Berufsausbildung, des Staates und der Kirche zurückgeführt werden könnten.⁹

Über Grundmanns tapferen Versuch, den ostdeutschen Kollegen gegen ihre Domestizierung von Staats wegen zu Hilfe zu kommen, ist die Zeit ebenso hinweg gegangen wie über seinen ideengeschichtlichen Ansatz. In Westdeutschland war danach unter dem Vorzeichen der dominanten Sozialgeschichte, die ihre Fixierung auf Herrschaftsverhältnisse und Hierarchien aus älteren Perioden mit sich schleppte, meist mehr von der Widerspiegelung sozialer Schichten in der Universität und von deren Brauchbarkeit für die Ausbildung gelehrter Räte die Rede, als von der Existenzbedingung der Autonomie.¹⁰ Wenn wir uns dieser Frage 2014 wieder zuwenden, sollten wir aller-

⁶ Charle, Christophe & Jacques Verger: *Histoire des universités. XII^e–XXI^e siècle*. Paris 2012; Rexroth, Frank: *Haus der Freiheit oder der Rückständigkeit? Die europäischen Universitäten der Vormoderne*. In: Lüer, Gerd & Horst Kern (Hg.): *Tradition – Autonomie – Innovation. Göttinger Debatten zu universitären Standortbestimmungen*. Göttingen 2013, S. 13–37; Rüegg, Walter (Hg.): *Geschichte der Universität in Europa, Bd. I: Mittelalter*. München 1993.

⁷ Grundmann, Herbert: *Vom Ursprung der Universität im Mittelalter*. Berlin 1957, Berlin ²1960. Zum historischen Kontext s. Borgolte, Michael: *Sozialgeschichte des Mittelalters. Eine Forschungsbilanz nach der deutschen Einheit*. München 1996, S. 58–65.

⁸ Grundmann: *Vom Ursprung der Universität* (wie Anm. 7, ²1960), S. 65.

⁹ Ebd., S. 39.

¹⁰ Zur Forschungsgeschichte vgl. Borgolte: *Sozialgeschichte des Mittelalters* (wie Anm. 7), S. 373–384.

dings mit bedenken, dass wir selbstverständlich wie der Redner der fünfziger Jahre unter einem besonderen zeitgeschichtlichen Horizont diskutieren. Diesmal ist es nicht so sehr die Erfahrung staatlicher Ingerenz, die im Übrigen immer mehr oder weniger aktuell war, sondern diejenige der Globalisierung und der mit ihr einhergehenden kulturellen Vermischung.¹¹

Tatsächlich bildete Interkulturalität die Grundlage der Universitätsgeschichte.¹² Im hohen Mittelalter konnten westliche Christen in Spanien und Sizilien die Überlieferung der griechischen Philosophie und Naturwissenschaft kennenlernen, wenn sie die arabischen Übersetzungen der alten Texte mit Hilfe polyglotter Juden und gelehrter Muslime ins Lateinische übertrugen. Insbesondere hatten es die Kommentare und selbstständigen Werke der fremdgläubigen Zeitgenossen den Wissbegierigen aus dem Norden angetan.¹³ Einer, der nach seinem Vermögen „die Studien der Araber durchdringen“ wollte und dabei vor allem an Astronomie/Astrologie und Mathematik dachte, war Adelard von Bath. Er hatte in der Normandie und an der Loire seine Ausbildung in den *Septem Artes* erfahren und war dann weitergezogen, über die französischen Bildungszentren Tours und Laon nach Salerno (1104/1107) und Sizilien sowie nach Antiochia. In Tarsus debattierte er die Anatomie. Adelard übersetzte 1126 die astronomischen Tafeln des al-Ḥwārizmī und übertrug erstmals die „Elemente“ des Euklid vollständig aus dem Arabischen ins Lateinische. Daneben verfasste er eigene Abhandlungen, die zum Beispiel dem Abakus und dem Astrolab gewidmet waren. Erst 1130 ist Adelard nach England zurückgekehrt. Ebenso wenig wie ihm genügten in der folgenden Generation seinem Landsmann Daniel von Morley näher gelegene Bildungsstätten. Daniel lehnte Oxford und selbst Paris ab. „Weil die Lehre der Araber, die fast ausschließlich aus dem Quadrivium besteht, in unseren Tagen am meisten in Toledo dem Publikum bekannt gemacht wird, eilte ich dorthin, um die weisesten Philosophen der Erde zu hören“, so schrieb er später an einen Vertrauten. Auf seinem erzwungenen Heimweg (um 1187) nahm er eine Ladung kostbarer Bücher mit, vor allem der griechischen Philosophen, die er gegen den Kleinmut christlicher Theologen verteidigte.

¹¹ Borgolte: Mittelalter in der größeren Welt (wie Anm. 5).

¹² Zum Folgenden: Borgolte, Michael: Juden, Christen und Muslime im Mittelalter. In: Ders.: Mittelalter in der größeren Welt (wie Anm. 5), S. 401–424, hier S. 415–424.

¹³ Das Folgende wörtlich nach Borgolte, Michael: Kommunikation, Handel und Wissensaustausch. In: Ders.: Mittelalter in der größeren Welt (wie Anm. 5), S. 493–532, hier S. 428f.

Unter den Werken, die den Abendländern jetzt zugänglich wurden, ragten die Logik und Metaphysik des Aristoteles hervor, die entscheidend zur Entwicklung der Scholastik und Dialektik als Lehrmethoden der Universitäten beitrugen und auch in der Theologie die Berufung auf die Vernunft verankerten. Die Übersetzungsbewegung selbst war von Multireligiosität gekennzeichnet. Wie Lateiner Europa und Nordafrika *amore scientiae* durchstreiften, unternahmen Muslime unter dem Motto *talab al-'ilm* Reisen auf der Suche nach dem religiösen Wissen, und selbst die ohnehin mobilen Juden verlegten sich jetzt so entschieden auf Reisen aus Liebe zur Wissenschaft, dass man geradezu den Beginn einer eigenen jüdischen Wissenschaft in diesem Umkreis datiert hat.¹⁴

Selbstverständlich lassen sich wirtschaftliche, soziale und politische Gründe für die Genese der Bewegung identifizieren, und Hofkultur, also die Förderung der Gelehrten durch Könige und Fürsten, gilt in der aktuellen Forschung als ihre entscheidende Voraussetzung.¹⁵ Indessen dürfte diese Erklärung in Spanien nur für muslimische Zentren wie Córdoba, Toledo, Sevilla und Saragossa (zwischen 1031 und 1085) zutreffen, während in den christlichen Reichen der Iberischen Halbinsel keine Herrscher als Mäzene und Protektoren in Erscheinung traten.¹⁶ Um der Übersetzertätigkeit einen institutionellen Rahmen zuzuschreiben, hat man trotzdem darauf hingewiesen, dass für einige Gelehrte Kanonikerpfünden und Archidiakonate belegt sind und Widmungen in manchen Schriften für die Unterstützung durch Bischöfe und Erzbischöfe sprechen. Wenn also nicht der Hof, so müsse doch die Kirche als Träger der Bewegung gelten, wird argumentiert. Natürlich sprechen die vorgelegten Zeugnisse für sich, zumal diese Art der Finanzierung von Bildung dem Usus des lateinischen Christentums folgte, doch wird die Interpretation weder dem gelehrten Vagantentum noch dessen Multikulturalität oder der Arbeitsform gerecht. Zweifellos waren es die Gelehrten aus dem übrigen Europa, aus Ita-

¹⁴ Borgolte, Michael: Europa entdeckt seine Vielfalt, 1050–1250. Stuttgart 2002, S. 281–288; Sela, Shlomo: Abraham Ibn Ezra and the Rise of Medieval Hebrew Science. Leiden 2003.

¹⁵ Vgl. Fried, Johannes & Thomas Kailer (Hg.): Wissenskulturen. Beiträge zu einem forschungsstrategischen Konzept. Berlin 2003; Grebner, Gundula & Johannes Fried (Hg.): Kulturtransfer und Hofgesellschaft im Mittelalter. Wissenskultur am sizilianischen und kastilischen Hof im 13. Jahrhundert. Berlin 2008; Schlieben, Barbara: Verspielte Macht. Politik und Wissen am Hof Alfons' X. (1252–1284). Berlin 2009; von der Höh, Marc, Jaspert, Nikolas & Jenny Rahel Oesterle (Hg.), Cultural Brokers at Mediterranean Courts in the Middle Ages. Paderborn 2013.

¹⁶ Das Folgende nach Borgolte: Juden, Christen und Muslime (wie Anm. 12), bes. S. 419–423 (mit weiterer Lit.).

lien, England und dem Slawenland, die Anstöße zur Übersetzertätigkeit in Spanien gaben, und wenn die Christen unter ihnen kirchliche Pfründen in der Heimat oder Fremde dafür in Anspruch nehmen mochten, waren sie doch von Fall zu Fall wie ihre muslimischen und jüdischen Kollegen auf andere Finanzquellen angewiesen: auf eigenes Vermögen, Einkünfte für ihre Lehre oder aus Autorschaften, die Mildtätigkeit ihrer Glaubensgenossen von Ort zu Ort oder das Mäzenatentum von Herrschern. Auch folgten sie einem selbst aufgestellten Übersetzungsplan und verbanden sich in ephemeren Zirkeln, oft in christlich-muslimisch-jüdischer Zusammensetzung, um die arabischen Texte ins Lateinische oder in Volkssprachen zu übertragen.

Die Übersetzerteams des 12. Jahrhunderts schufen ein Werk größter Nachhaltigkeit, ohne das der wissenschaftliche Take off im westlichen Europa ihrer Zeit unmöglich gewesen wäre. Während die Improvisation ihrer Finanzierung den Weg zur Befreiung von kirchlicher Bevormundung wies, blieben sie freilich in ihrer transkulturellen Verfassung Lösungen für den Augenblick. Die Universitäten selbst wurden rein lateinische Einrichtungen, zu denen Juden und Muslime mit ganz wenigen Ausnahmen keinen Zugang hatten; auch die Pläne für Arabisch- und Hebräischlehrstühle an Universitäten, wie sie 1312 ein Konzil gefordert hat, wurden nicht sonderlich erfolgreich.

Den Hohen Schulen neuen Typs hat man gern *libertas scholastica* zugeschrieben und darunter die Lehrfreiheit verstanden, doch trifft das jedenfalls für die Frühzeit der Einrichtung nicht zu.¹⁷ Gemeint war vielmehr, was mit dem Begriff *universitas* zum Ausdruck gebracht wird. Damit wird im Mittelalter eine Gruppe von Personen bezeichnet, die sich im freien Entschluss vereinigt haben. Wichtigstes Bindemittel der *universitates* war der wechselseitig geleistete Eid, der einander zu Schutz und Hilfe verpflichtete, nach außen aber einen eigenen Rechts- und Friedensbereich konstituierte. In den beiden ältesten Universitäten Paris und Bologna bildeten die Lehrenden und Lernenden zusammen oder die Studenten allein auf Autonomie angelegte Personengemeinschaften. Schnell hat man begriffen, dass es gerade die rechtsförmliche Genossenschaft war, die der Universität Erfolg einbrachte. Als Kaiser Friedrich II. 1224 nämlich in Neapel eine Hohe Schule errichtete, diese aus

¹⁷ Oexle, Otto Gerhard: Alteuropäische Voraussetzungen des Bildungsbürgertums – Universitäten, Gelehrte und Studierende. In: Conze, Werner & Jürgen Kocka (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Teil 1: Bildungssystem und Professionalisierung in internationalen Vergleichen. Stuttgart 1985, S. 29–78; Borgolte, Michael: Stiftungen des Mittelalters im Spannungsfeld von Herrschaft und Genossenschaft. In: Ders.: Stiftung und Memoria. Hrsg. von Tillmann Lohse. Berlin 2012, S. 23–40, hier S. 32f.

dem Staatshaushalt finanzierte und unter strenge Aufsicht stellte, erwies sich die Gründung rasch als Fehlschlag. In der staufischen Staatsanstalt wurde die Leitung dem königlichen Kanzler und die Gerichtsbarkeit königlichen Richtern übertragen, so dass keine *universitas* entstehen konnte.

Auch die deutschen Universitäten, beginnend mit Prag und Wien 1348 und 1365 und reichend bis Tübingen und Mainz 1477, sind nicht durch einen freien Zusammenschluss der Lehrer und Schüler entstanden; alle wurden vielmehr durch die politische Obrigkeit, durch Landesherren und Stadtregierungen, geschaffen.¹⁸ Die Universitätsgründungen werden denn auch in der neuen Geschichtsforschung meist als Teil eines Verdichtungsprozesses aufgefasst, durch den die Territorialherren immer mehr staatliche Befugnisse auf sich zu konzentrieren vermochten; die Generalstudien hätten anfangs auch weniger die Aufgabe gehabt, akademisch ausgebildete Beamte und Pfarrer hervorzubringen oder gar die Bildung der Untertanen zu heben, als Professoren für den Dienst am Hof, in der Verwaltung oder Diplomatie bereitzustellen. Die Abhängigkeit der deutschen Universitäten vom Landesherrn oder von der städtischen Obrigkeit wird als so gravierend angesehen, dass von einer genossenschaftlichen Selbständigkeit nicht die Rede sein könne. Von Universitätsautonomie, so der Historiker Peter Moraw 1985, sollte man im Hinblick auf die Hohen Schulen des Mittelalters nicht sprechen.¹⁹

Diese Deutung wird indessen weder der Überlieferung noch den historischen Umständen gerecht. Zum einen haben die Landesherren selbst auf die Konstituierung einer *universitas* in den Hohen Schulen Wert gelegt; auch wenn Lehrer und Schüler nicht auf eigene Entscheidung zusammengetreten waren, pflegten sie zum anderen doch die selbstgesetzten Statuten zu beschwören und einen eigenen Rechtsbereich zu bilden. Besonders bedeutend ist ferner die Finanzierung der mitteleuropäischen Universitäten gewesen; die Herren hätten dafür wohl ihren Staatshaushalt heranziehen können. Am Beispiel der Universität Leipzig ist dies damit demonstriert worden, dass der Landesherr etwa das Achtfache der jährlich benötigten Mittel nur für seinen Wein-

¹⁸ Zuletzt zusammenfassend: Rexroth, Frank: Die Weisheit und ihre 17 Häuser. Universitäten und Gelehrte im spätmittelalterlichen Reich. In: Puhle, Matthias & Claus-Peter Hasse (Hg.): Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation 962 bis 1806. Von Otto dem Großen bis zum Ausgang des Mittelalters. Essays. Dresden 2006, S. 424–437.

¹⁹ Moraw, Peter: Von offener Verfassung zu gestalteter Verdichtung. Das Reich im späten Mittelalter 1250 bis 1490. Berlin 1985, 338; kritisch bereits Borgolte: Stiftungen im Spannungsfeld von Herrschaft und Genossenschaft (wie Anm. 17), S. 33–37.

keller aufwandte.²⁰ Charakteristisch für die Budgetierung war hingegen die Ausstattung mit Stiftungsgütern. Zu diesen gehörten etwa die Übertragung lokaler Zölle und ländlicher Liegenschaften, vor allem aber die Bereitstellung kirchlicher Pfründen. Den Universitäten wurden ganze Kollegiatstifte und Pfarrkirchen inkorporiert, um die entsprechenden Klerikerstellen mit Professoren besetzen zu können. So waren alle deutschen Universitäten des Mittelalters Stiftungsuniversitäten.²¹

Auch die Inanspruchnahme von kirchlichen Pfründen für die Universitäten wird in der Literatur politisch interpretiert; es sei den weltlichen Herren nicht so sehr um die Hohen Schulen selbst als um die Verfügungsgewalt über die Pfründen gegangen. Bei der Interdependenz von Hofdienst und Universität habe der Landesherr sein faktisch bestehendes Besetzungsrecht der Universitätspfründen dazu genutzt, seine Beamten und Räte zu versorgen. Tatsächlich trifft es zu, dass die Fürsten und Städte danach gestrebt haben, alle Sondergewalten ihres Bereichs zu mediatisieren und auch die Kirche ihrem Regiment zu unterwerfen; das gilt durchaus schon für die Zeit vor der Reformation. Gleichwohl befriedigt die Erklärung nicht. Denn die Stiftungsstruktur der deutschen Universitäten lässt sich auf wirtschaftliche Sachverhalte und politische Motive nicht reduzieren. Wie sich schon aus zahlreichen Gründungsdokumenten ergibt, galt die Universität als Körperschaft, deren Freiheit eben auf der Stiftung beruhte. Aus der Übergabe von Gütern, die ihr auf ewig gehören sollten, folgte die universitäre Genossenschaft die Selbstregierung und ihre Unabhängigkeit von äußeren Gewalten. In ihrem Selbstverständnis war die Stiftungsuniversität keiner anderen Obrigkeit unterworfen, als dem einmal formulierten Stifterwillen. Dieser gebot ein Studium dem allmächtigen Gott zum Lob, der Christenheit zur Bestärkung, allen Gläubigen zum Wohl, dem Gemeinen Nutzen und dem Recht zur Förderung, nicht zuletzt auch dem Seelenheil des Stifters und seiner Angehörigen zum Gewinn. Auf ihn konnte man sich aber auch berufen, um Dominierungsversuche aktueller Herrscher, etwa für sogenannte Reformen, abzuwehren. Mit anderen Worten konnten Landesherrn und Städte, die eine wirkliche Universität und keine Staatsanstalt wie Friedrich II. in Neapel gründen wollten, durch die Stiftung Freiheitsrechte garantieren, die der eigenen Politik der Territorialisierung

²⁰ Schubert, Ernst: Motive und Probleme deutscher Universitätsgründungen des 15. Jahrhunderts. In: Baumgart, Peter & Notker Hammerstein (Hg.): Beiträge zu Problemen deutscher Universitätsgründungen der frühen Neuzeit. Nendeln 1978, S. 13–74, hier S. 32.

²¹ Borgolte: Universität und Intellektueller (wie Anm. 5), S. 269f.

eigentlich zuwiderliefen. Denn Stiftung wie Genossenschaft eignete ein starker gemeinsamer Zug der Freiheit. Andererseits erlaubte die Rechtsnachfolge späteren Obrigkeiten die Aufsicht über die Wahrung des Stifterwillens. So lässt sich folgende These formulieren: Die Stiftung war der landesherrliche Modus der Universitätsgründung. Sie garantierte der *universitas* Freiheit, ohne doch der politischen Herrschaft jede Möglichkeit des Einflusses zu nehmen.²²

Ebenso wenig wie die interkulturellen Gelehrtenzirkel des 12. Jahrhunderts haben die mittelalterlichen Universitäten eine Tradition ausgebildet, auf die sich aus der Gegenwart geradlinig zurückblicken ließe. Spätestens im 14. Jahrhundert trat bereits der Professor als intellektueller Arbeiter in den Städten hinter dem Humanisten zurück, den – wieder mehr auf dem Lande – ein aristokratisches Milieu kennzeichnete und der dem kontemplativen Ideal des abgeschiedenen Gelehrten statt dem des aktiven Lehrers inmitten seiner Schülerschaft folgte.²³ Ob auch der Mystizismus eines Meisters Eckhart, wie noch Le Goff glaubte²⁴, einem Antiintellektualismus des späten Mittelalters Vorschub geleistet hat, ist seit einem fulminanten Buch des Religionswissenschaftlers Alain de Libera von 1991/2003 fragwürdig geworden²⁵. Es geht aber auch gar nicht darum, den Verlust mittelalterlicher Traditionen zu bedauern, sondern nur daran zu erinnern, dass das Mittelalter wenigstens zeitweise erfolgreich zwei Instrumentarien zur Entfaltung wissenschaftlicher Autonomie ausprobiert hat, die uns noch in der Gegenwart zur Verfügung stehen: den Zusammenschluss einzelner zum selbstbestimmten Studium in rechtlichen Formen und deren Förderung durch Stiftungen. Durch die Jahrhunderte hat sich insbesondere erwiesen, dass die polare Spannung von Stiftung und Staat den Universitäten als Genossenschaften des Studiums Freiräume zur Entfaltung der Wissenschaften eröffnet hat.²⁶ Niemand wird freilich bestreiten, dass Stiftungen auch selbst Herrschaft ausüben, demokratische Strukturen unterlaufen und die Freiheit der Wissenschaften einschränken

²² Borgolte: Stiftungen im Spannungsfeld von Herrschaft und Genossenschaft (wie Anm. 17), S. 37.

²³ Le Goff: Die Intellektuellen im Mittelalter (wie Anm. 4, ⁴2001), S. 156–161; Borgolte: Universität und Intellektueller (wie Anm. 5), S. 264f.

²⁴ Le Goff: Die Intellektuellen im Mittelalter (wie Anm. 4, ⁴2001), S. 136–138.

²⁵ de Libera, Alain: *Penser au Moyen Age*. Paris 1991; dt. Übers.: *Denken im Mittelalter*. München 2003. Dazu Borgolte: *Universität und Intellektueller* (wie Anm. 5), S. 267–269.

²⁶ Borgolte, Michael: *Stiftung, Staat und sozialer Wandel. Von der Gegenwart zum Mittelalter*. In: Ders.: *Stiftung und Memoria* (wie Anm. 17), S. 79–97.

können. Insbesondere die gezielte Ermöglichung von Projektforschung, die sie sich angelegen sein lassen, fördert die Wissenschaft ebenso wie sie deren freie Entfaltung behindert.²⁷ Wenn überhaupt Lehren aus der Geschichte des Mittelalters gezogen werden können, insbesondere auch für die Universitäten, dann wäre es der Wunsch an die großen Stiftungen, Freiräume für den wissenschaftlichen Diskurs zu finanzieren, bei dem sich spontan und gelegentlich auch planlos die Vertreterinnen und Vertreter verschiedener Fächer zusammenfinden können.

²⁷ Zum Problem: Vgl. zuletzt Borgolte, Michael: Stiftung und Wissenschaft. Historische Argumente für eine Wahlverwandtschaft. In: Kocka, Jürgen & Günter Stock (Hg.), *Stiften, Schenken, Prägen. Zivilgesellschaftliche Wissenschaftsförderung im Wandel*. Frankfurt am Main/New York 2011, S. 33–41; ND mit Anmerkungen in: *Viator. Medieval and Renaissance Studies* 42 Multilingual, 2011, S. 309–319.